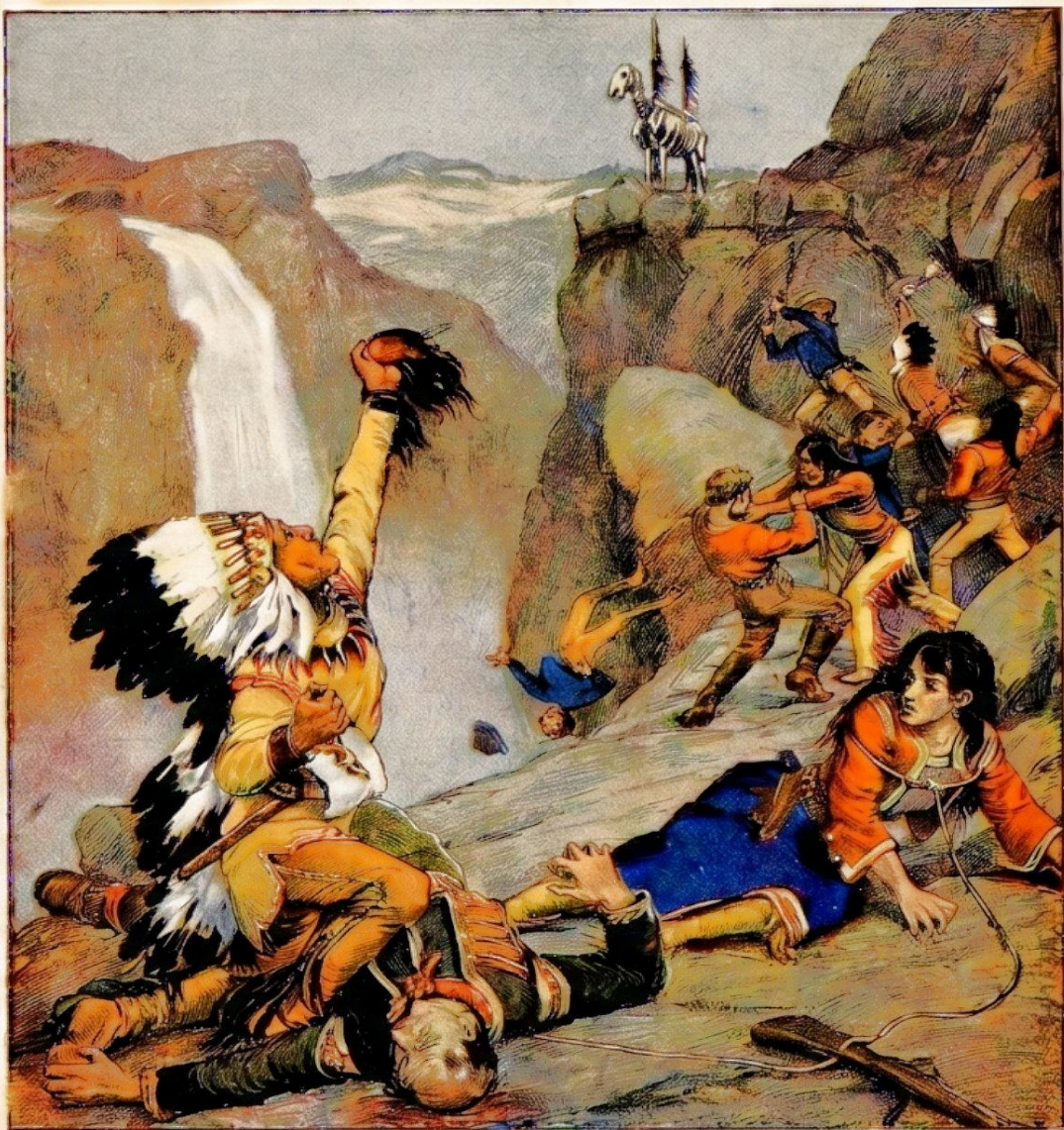




SITTING BULL

DER LETZTE DER SIOUX

Nº 2. AUF ZUR EROBERUNG DES GOLDTALS



Sitting Bull schwang den noch warmen Skalp des Elenden.

SITTING BULL

Der Letzte der Sioux

Band 2

Auf zur Eroberung des Goldtals

Inhalt

1. Kapitel - Ein waghalsiges Unterfangen	7
2. Kapitel - Der Verräter	14
3. Kapitel - Das geheimnisvolle Tal	21
4. Kapitel - Das verfluchte Gold	32
5. Kapitel - Der Angriff auf das Grab	43
6. Kapitel - Sitting Bull	49

1. Kapitel

Ein waghalsiges Unterfangen

Felsen mit seltsamen Formen ragten über der Ebene auf, auf die die Mittagssonne ihre brennenden Strahlen sandte und die sich, so weit das Auge reichte, gleichmäßig grau erstreckte, unterbrochen hier und da von langen Reihen aus Birken. Von den Bergen und ihren felsigen Ausläufern kamen kleine Flüsse oder Bäche herab, die sich in der Ferne im Sand verloren und nur durch die Weidengruppen erkennbar waren, die an ihren Ufern wuchsen. Ganz am Fuße dieser Berge hielt sich eine kleine Anzahl Pferde in einer Geländeunterbrechung versteckt.

An ihrem eigenartigen Zaumzeug und ihrer Ruhe konnte man indianische Rösser erkennen, jene schnellen Mustangs, die, ebenso vorsichtig wie ihre Herren, ihre Anwesenheit niemals durch das leiseste Wiehern verrieten. Ein einzelner Krieger bewachte die angebundenen Pferde, unbeweglich wie eine Marmorstatue, während seine Gefährten im Schatten der umliegenden Büsche lagen und mit ihren Falken Augen die riesige, sonnenüberflutete Ebene absuchten. Es waren Sioux-Krieger von kräftiger Statur und mit kühn gezeichneten Gesichtern.

Unerfahrene Augen hätten in der sonnigen und staubigen Ebene nichts Außergewöhnliches entdeckt, doch was die indianischen Krieger aus einer gewissen Entfernung

erspähnten, war durchaus geeignet, ihr Erstaunen hervorzurufen: Es handelte sich um eine Anzahl von Wagen, die mit weißen Segeltuchplanen bedeckt waren, Zelte und daneben einen Pferch für Pferde und Maultiere. Die Indianer waren etwa zwanzig an der Zahl. Alle bewahrten die gleiche Unbeweglichkeit wie die seltsam geformten Felsen, die sich über ihren Köpfen erhoben.

»Die Bleichgesichter sind da«, sagte einer der jüngsten Krieger, dem die anderen die größte Ehrerbietung entgegenbrachten. »Ich frage mich nun: Hat der böse Geist sie in die Irre geführt? Wurden sie durch Geister in der Wüste getäuscht, dass sie es wagten, so weit in unser Gebiet einzudringen? Oder sind sie absichtlich hierhergekommen? Was suchen sie in der Nachbarschaft dieser Berge, wo unsere toten Häuptlinge schlafen und wo die Geister unserer Vorfahren bei Nacht geheimnisvolle Räte abhalten?«

Niemand antwortete; mit fest verschlossenen Lippen betrachteten die Krieger ihren jungen Anführer, dessen Adleraugen bis weit über den Horizont zu blicken schienen.

»Es sind weder Trapper noch Biberjäger«, fuhr der junge Häuptling fort. »Die Wagen dort drüben tragen gewisse Zeichen, die ich gut kenne. Es sind Bleichgesichter, die im Dienste des Großvaters in Washington stehen, es sind Blauröcke, die regulär kämpfen. Was wollen diese Soldaten in den Jagdgründen der Sioux?«

Stille herrschte, während der Häuptling mit der rechten

Hand auf die Ebene deutete: »Krieger meines Stammes«, sagte er, »wir müssen wissen, was diese Leute in unsere Wüste geführt hat, wo bisher noch nie ein Bleichgesicht seinen Fuß hinggesetzt hat. Mein Herz ist voller Trauer; ich denke, es könnte sein, dass ein Sioux-Krieger eine gespaltene Zunge hat und ein Verräter die verfluchten Bleichgesichter in diese geheimnisvollen Berge geführt hat.«

»Kein Sioux hat eine gespaltene Zunge«, erwiderte ein alter Krieger, »es gibt keinen Verräter in unserem Stamm. Vielleicht ist es der Zufall, der die Bleichgesichter in diese den Geistern unserer Vorfahren geweihte Gegend geführt hat.«

Der Häuptling stand langsam auf. Obwohl er noch sehr jung war, genoss er bereits ein enormes Ansehen bei den Kriegern seines Stammes, und zahlreiche Skalps schmückten sein Wigwam. Es war Sitting Bull, der tapferste aller Sioux-Häuptlinge. Trotz seiner Jugend besaß er einen Gesichtsausdruck und ein Auftreten, das Respekt einflößte. Da die Ämter bei den Sioux erblich waren, war er nach dem Tod seines Vaters in den Rang eines Häuptlings erhoben worden und schien sowohl körperlich als auch geistig das vollkommene Beispiel dafür zu verkörpern.

»Man hat uns verraten!«, sagte er mit drohender Miene. »Wir müssen die Absichten der Bleichgesichter in Erfahrung bringen. Einer unserer Krieger muss in das Lager unserer Feinde eindringen, schlau wie ein Fuchs und

kühn wie ein Adler; das muss noch heute Abend geschehen. Der Weg zu unserem Stamm ist weit, und allein können wir nichts gegen die zahlenmäßige Überlegenheit unserer Gegner ausrichten.«

»Ihr sprecht weise«, antwortete der alte Krieger, »aber wie könnte ein Krieger in das Lager eindringen? Die Bleichgesichter halten Wache, und die Ebene ist so flach wie ein Tisch. Ein Präriehund könnte sich dem Lager nicht nähern, ohne gesehen zu werden.«

Der junge Häuptling lächelte verächtlich und antwortete: »Der Häuptling der Sioux-Krieger ist schlauer als der Präriehund. Sitting Bull wird allein in das Feindeslager gehen, sobald die Sonne verschwunden ist. Was euch betrifft, bleibt, wo ihr seid, bis ich zurückkehre.«

Die Krieger schüttelten die Köpfe. Sie kannten die Todesverachtung und die Tollkühnheit, die den jungen Häuptling auszeichneten. Der Älteste von ihnen wagte sogar den Versuch, ihn umzustimmen. Sitting Bull durchbohrte seinen Gesprächspartner mit einem Blick.

»Der Schnee in deinem Haar«, sagte er zu ihm, »erzwingt Respekt, aber du wirst den Adler nicht daran hindern, zur Sonne zu fliegen. Sobald die Finsternis der Nacht herrscht, wird Sitting Bull zum feindlichen Lager aufbrechen. Ich habe gesprochen.«

*

In dem Moment, als die rote Scheibe der Sonne am

Horizont zu verschwinden begann, verließ Sitting Bull seine Gefährten und entfernte sich mit leichtem, federn-dem Schritt wie ein Panther. Der Mond zeigte sich bereits, die Nacht versprach klar zu werden, und die Ebene erstreckte sich bis zum Lager ohne die geringste Geländeerhebung; nur ein Bach durchquerte sie.

Die Weiden, die an den Ufern dieses kleinen Wasserlaufs wuchsen, boten in der Nähe des Berges einen ausgezeichneten Schutz, doch sie wurden immer lichter, bis sie in der Ebene vollständig verschwanden. Nachdem Sitting Bull hinter den schützenden Weiden verschwunden war, schlug er einen eigenartigen Weg ein. Er hatte bemerkt, dass der Wasserstand des Baches, der nach den starken Regenfällen der vorangegangenen Tage fast über die Ufer getreten war, nun sehr schnell zurückging.

Er legte seine Lederkleidung ab, die er sorgfältig in den tief hängenden Ästen einer Weide versteckte, und ließ auch sein Gewehr dort zurück. Er nahm lediglich seinen Tomahawk und sein Skalpier-Messer mit, die er an seinem Ledergürtel befestigte.

Der Mond leuchtete bereits hell genug, um jedes Objekt in der Ebene erkennen zu können, als Sitting Bull lautlos in den Bach stieg, dessen Wasser ihm bis zur Brust reichte. Der junge und unerschrockene Häuptling hatte richtig gerechnet: Dank der Höhe des Ufers und des sinkenden Wasserstandes war er für die Wachen vollkommen unsichtbar. Er schlich sich geräuschlos voran, vermied jedes Plätschern und näherte sich unbemerkt dem

Lager, in dem einige Feuer brannten.

Der Weg war lang, da der Bach viele Windungen machte. Schließlich hörte er in unmittelbarer Nähe Pferde und Maultiere schnauben – eine neue Gefahr, denn diese Tiere konnten Witterung von ihm aufnehmen. Hin und wieder blickte der junge Häuptling vorsichtig über den Uferrand. Hier und da bemerkte er dunkle Gestalten mit dem Karabiner in der Hand. Es waren die Schildwachen, die die Ebene bewachten.

Einer dieser Soldaten stand direkt am Ufer des Baches. Sitting Bull passierte ihn so nah, dass er ihn mit ausgestreckten Armen an den Füßen hätte ziehen können. Der Häuptling konnte bereits die Wagen erkennen, die, in einem Kreis angeordnet mit der Deichsel nach innen, die einzige Verteidigung des Lagers bildeten. Unter den Fahrzeugen und zwischen den Rädern verstärkten Äste dorniger Büsche zusätzlich diese improvisierte Befestigung.

An der Stelle, an der der Bach am nächsten am Lager vorbeiführte, stieg Sitting Bull lautlos aus dem Wasser und glitt, während er auf dem Boden kroch, schnell bis zum ersten Wagen, an den er sich schmiegte. Der junge Häuptling erkannte sofort, dass die Feinde in beträchtlicher Zahl sein mussten. Nach der Menge der Pferde zu urteilen, waren es nicht weniger als dreihundert: Er konnte also nicht daran denken, mit seinen zwanzig Kriegern gegen sie zu kämpfen. Unbeweglich lag er im Schatten des Wagens, seine Sinne bis zum Äußersten

angespannt, denn es schien ihm, als habe er ein leises Geräusch in unmittelbarer Nähe gehört.

Er täuschte sich nicht. Zwei Silhouetten näherten sich lautlos dem Wagen. Es waren weder Soldaten noch Späher, sondern zwei rote Krieger vom Stamm der Arikaree, die gemeinhin als Ree bezeichnet werden. Sie waren Todfeinde der Sioux. Die Ree standen unter dem Schutz der Regierung der Vereinigten Staaten, der sie als Kundschafter dienten. Seit undenklichen Zeiten lagen sie mit den Sioux im Krieg, aus dem letztere stets siegreich hervorgegangen waren. Schließlich hatten die Ree die Bleichgesichter um Schutz angefleht.

Sitting Bull begriff sofort, dass die beiden Krieger ihn dabei beobachtet haben mussten, wie er aus dem Wasser kam und sich dem Lager näherte. Es mochte seltsam erscheinen, dass die beiden Ree nicht sofort Alarm schlugen, aber das entsprach ganz der indianischen Mentalität. Sie hatten einen einzelnen Krieger entdeckt und wollten nun, eifersüchtig auf jede fremde Hilfe, als Einzige seinen Skalp erbeuten. Sie waren sich sicher, dass es nur ein Feind sein konnte, wenn er sich dem Lager so heimlich genähert hatte. Sie betrachteten sich bereits als Sieger und stürzten sich auf ihn, bevor Sitting Bull aufstehen konnte.

Der junge Häuptling hatte gerade noch Zeit, sein Skalpier-Messer zu ziehen. Da er sah, dass seine beiden Gegner keine anderen Waffen bei sich hatten, widerstrebte es ihm, seinen Tomahawk einzusetzen. Die beiden Ree

waren ausgewachsene Männer mit athletischer Statur und dachten, sie würden diesen noch sehr jungen Krieger, dessen Skalp ihnen sicher schien, mit Leichtigkeit überwältigen. Der Angriff war schrecklich und verlief völlig lautlos. Die drei Männer verknäulten sich, ihre Messer blitzten im Mondlicht auf. Sitting Bull kämpfte wütend unter seinen beiden Gegnern, die ihn mit ihrem Gewicht erdrückten.

2. Kapitel

Der Verräter

Der junge Häuptling schien verloren; er war an der Schulter verwundet, und schon hob einer seiner Gegner das Messer, um es ihm ins Herz zu stoßen. Doch in diesem Moment gelang es Sitting Bull, mit der Geschmeidigkeit einer Schlange und der Wendigkeit eines Panthers wieder aufzustehen. Es geschah so schnell und unvermittelt, dass sein Gegner einen Moment vor Überraschung zögerte – was sein Untergang war. Blitzschnell drang das Messer des Sioux-Häuptlings in die Brust des Mannes ein, und dieser sank tödlich getroffen zusammen.

Als er das sah, wollte sein Begleiter den Schlachtruf ausstoßen, doch dazu blieb ihm keine Zeit. In einem Wimpernschlag presste Sitting Bull ihm die linke Hand auf den Mund und stieß ihm mit der Rechten das Messer

bis zum Heft in die Kehle. Jeder andere als der junge Sioux-Häuptling hätte wahrscheinlich der Versuchung nicht widerstanden, die beiden so glanzvoll errungenen Skalps an sich zu nehmen. Aber Sitting Bull war gekommen, um sich über die Pläne der Bleichgesichter zu informieren, und die Zeit drängte. Er achtete kaum auf seine Wunde, die ohnehin leicht war und die er sich nicht einmal die Mühe machte zu verbinden.

Ohne das geringste Geräusch schob er geschickt die Dornenzweige unter dem Wagen beiseite und drang bald ins Innere des Lagers ein. Hier und da brannten Feuer, deren Schein Soldaten beleuchtete, von denen einige rauchten, während andere in Decken gehüllt schliefen. Es war offensichtlich unmöglich, sich diesen Feuern zu nähern, ohne gesehen zu werden; daher kroch der junge Häuptling in Richtung der Zelte, von denen einige beleuchtet waren. Er vermied es, die Zelte der Offiziere aufzusuchen, denn um dorthin zu gelangen, hätte er die von den Feuern hell erleuchteten Plätze überqueren müssen. Ein Zelt, das etwas abseits stand, erregte seine Aufmerksamkeit; es entsprach nicht dem Modell der anderen und glich stark jenen, die von Trappern im Wilden Westen benutzt werden.

Sitting Bull kroch wie eine Schlange bis zu diesem Zelt, dessen Schatten ihn vollständig verbarg, und schnitt dann mit seinem Messer eine kleine Öffnung in den unteren Teil der Zeltbahn, um nicht nur zu lauschen, sondern auch zu sehen. Er hörte verschiedene lebhaft

Stimmen, die sich – merkwürdigerweise – im Dialekt der Ree ausdrückten, welcher der Sprache der Sioux ähnelt und den er vollkommen verstand.

Im Zelt erblickte er ganz in seiner Nähe einen alten Mann mit grauem Bart und grauem Haar, der die halb indianische Kleidung der Kundschafter trug. Neben ihm standen andere Männer, von denen zwei Mexikaner sein konnten, mit gebräunten und wenig vertrauensereckenden Gesichtern. All diese Männer, mit Ausnahme des alten Trappers, trugen auf ihren Gesichtern das Gepräge von Grausamkeit, Gier und wilden Instinkten.

Die Augen von Sitting Bull funkelten, als er zwei weitere Ree-Krieger erblickte, die auf dem Boden kauerten. Er kannte einen von ihnen bereits; dieser hatte lange Zeit bei den Sioux gelebt, nachdem er als Kind von ihnen geraubt worden war. Er war immer als Sioux-Krieger betrachtet worden, bis er eines Tages spurlos verschwand.

»Der Große Geist hat meine Schritte gelenkt!«, murmelte Sitting Bull. »Dieser Ree war nie ein Sioux. Seine Zunge ist gespalten, und er hat uns verraten; dieser Mann ist gefährlich. Er kennt die Geheimnisse unserer Medizinmänner, die jedes Jahr in den Bergen den Geistern unserer Vorfahren opfern.«

Als der junge Häuptling aufmerksamer ins Zelt blickte, bemerkte er eine Person, deren Anwesenheit in dieser Umgebung erstaunen musste. Es war ein bezauberndes junges Mädchen, das mit viel Anmut ein Amazonen-Kostüm trug, das dem der Kundschafter ähnelte. Sie lag halb

liegend auf Büffelfellen hinter dem alten Trapper und schien mit Interesse dem Gespräch zu lauschen, von dem sie jedoch nichts verstehen konnte, da sie den Dialekt, in dem gesprochen wurde, nicht kannte.

Der Ree-Krieger, der bei den Sioux gelebt hatte, ergriff wieder das Wort. »Meine Haut ist rot«, sagte er mit selbstgefälligem Lächeln, »aber mein Herz ist das eines Bleichgesichts, ebenso wie das meines Gefährten hier und das der beiden anderen Krieger.«

»Jene sind jetzt weit weg«, murmelte Sitting Bull, »ich habe sie in die ewigen Jagdgründe geschickt.«

»Hört meine Worte«, fuhr der Verräter fort. »Die Bleichgesichter in den blauen Uniformen, die Krieger des Großvaters in Washington, begleiten eine Anzahl von Männern, die auf der Suche nach den glänzenden Steinen sind. Noch nie hat ein Bleichgesicht diese geheimnisvollen Berge betreten, die Tag und Nacht in Nebel gehüllt sind und in denen der Teufel persönlich haust. Es ist die Gier, die sie in die Wüste getrieben hat, aber sie werden nichts finden!«

»Schon gut, alte Rothaut«, unterbrach ihn eine der finsternen Gestalten ungeduldig. »Mach nicht so viele Worte, das langweilt uns. Du weißt, was wir dir versprochen haben: Pferde, Gewehre, bunte Perlen, auffällige Stoffe, damit du dich schmücken und die schönsten Squaws deines Stammes heiraten kannst. Außerdem ein festes Haus bei den Bleichgesichtern, damit du und deine Leute unter ihnen leben könnt. Ihr werdet all das bekommen, wenn

du uns den Ort zeigst, an dem man die glänzenden Steine findet!«

Die Augen des Verräters funkelten bei dem Gedanken an all diese Geschenke. »Ja, ich werde euch führen«, antwortete er. »Die Männer in den blauen Uniformen glauben, dass wir Krieger und die Trapper ihnen als Führer dienen. Umso besser für sie, aber wir werden unseren eigenen Weg gehen. Ja, ich werde den Ort zu finden wissen, den nur die alten Sioux-Zauberer kennen. Es war ein Zufall, dass ich das Geheimnis belauscht habe. Dort drüben in den Bergen gibt es eine Schlucht, in der die gelben Steine im Licht der Sonne oder des Mondes wie Sterne funkeln. Es gibt eine solche Menge davon, dass man Hunderte und Aberhunderte von Pferden damit beladen müsste, um sie abzutransportieren.«

Sitting Bull hatte kein einziges dieser Worte verloren. Seine Augen sprühten vor Hass gegen den Verräter, doch seine Lippen blieben fest geschlossen. Die Gesichter der finsternen Gefährten verrieten eine grausame Gier, und in den funkelnden Blicken, die sie einander zuwarfen, konnte man bereits ihren Groll darüber lesen, dass sie zu zwölf diese Schätze teilen mussten, die sie schon in ihrem Besitz wähten.

»Aber ist es wirklich Gold?«, fragte der alte Trapper. Der Ree antwortete nicht. Er zog einen funkelnden Stein aus einem kleinen Lederbeutel, der im Licht des Feuers aufleuchtete. Die Männer beugten sich gierig darüber. »Bei allen Teufeln der Hölle«, sagte einer von ihnen, »das

ist reines Gold. Es ist nicht umsonst, dass ich zwanzig Jahre lang in Kalifornien danach gegraben habe. Wenn es in der geheimnisvollen Schlucht viele solcher Steine gibt, werden wir dort Millionen und Abermillionen finden.«

Die anderen Männer unterdrückten Freudenschreie, während der alte Trapper das Goldstück fast mit Traurigkeit betrachtete. »Ich wünsche es mir nicht für mich selbst«, murmelte er zwischen den Zähnen, »ich bin alt und habe nicht mehr lange zu leben. Aber für meine Enkelin Annie, die ihre Eltern so früh verloren hat, würde ich ihr gerne ihre Existenz sichern und ihr ermöglichen, den Wilden Westen zu verlassen. Doch sie will davon nichts wissen und möchte in der Wüste bleiben. Aber sobald sie reich ist, wird sie anders denken. Welch ein Jammer, dass ich sie inmitten all dieser Gefahren mitgenommen habe! Es ist wahr, ich werde sie unter dem Schutz der Soldaten lassen. Der alte Oberst, mit dem ich so oft gejagt habe, wird gut auf sie aufpassen, genauso gut wie ich.«

»Du täuschst dich, Großvater«, sagte das junge Mädchen mit ihrer klaren Stimme, »wenn du Gefahren zu bestehen hast, werde ich nicht bei den Soldaten bleiben, sondern an deiner Seite sein.«

»Komm schon, das hat gerade noch gefehlt«, antwortete der Alte. »Sei beruhigt, ich werde dafür sorgen, dass du bei den Soldaten bleibst. Ich weiß, dass du ein wahres Kind der Wüste bist und dass deine Kugeln ihr Ziel nie verfehlen, aber die Abenteuer, die wir bestehen werden,

sind nichts für dich, und außerdem...«

Der Trapper beendete den Satz nicht und warf seinen wilden Gefährten einen misstrauischen Blick zu. Er hatte bereits die mehr oder weniger lüsternen Blicke bemerkt, die diese manchmal auf das bezaubernde Kind warfen, und wusste, dass von ihnen alles zu befürchten war. Es waren größtenteils ehemalige Goldgräber, doch einige von ihnen glichen seltsamerweise jenen Banditen des Wilden Westens, die weitaus gefährlicher sind als die Indianer.

»Mögen eure Zungen über das, was hier gesagt wurde, schweigen!«, fuhr der Verräter fort. »Von jetzt an werden wir unsere eigenen Wege gehen, und während die Männer mit den Glasaugen« – er spielte auf die Wissenschaftler an, die die Expedition begleiteten – »in den Bergen umherirren, werden wir uns heimlich in das Tal begeben, in dem die funkelnden Steine seit aller Ewigkeit schlafen. Jetzt muss geschwiegen und gehandelt werden. Ich habe gesprochen!«

Der Ree hüllte sich in seine Decke und blieb unbeweglich wie eine Statue, während sich die Goldgräber, mit Ausnahme des Trappers, leise unterhielten. Es gab keinen Zweifel: Diese Gangster hegten finstere Absichten und planten, den alten Trapper bei der ersten Gelegenheit loszuwerden, um sich seiner bezaubernden Enkelin zu bemächtigen. Gierige Blicke hafteten auf dem reizenden Kind, während der alte Trapper grübelnd vor dem Feuer saß, den Kopf in den Händen.

Plötzlich stieß eine der Schildwachen einen Alarmruf aus. Alle Männer sprangen auf, während das junge Mädchen zu einem kleinen Karabiner griff. Der Sioux-Häuptling blieb unbeweglich, obwohl er sich in einer höchst gefährlichen Lage befand. Das Lager erwachte zum Leben, Fackeln wurden entzündet. Von der Seite der Wagen her ertönten zahlreiche Schreie; es gab keinen Zweifel: Die ablösende Wache hatte soeben die Leichen der beiden Krieger entdeckt.

3. Kapitel

Das geheimnisvolle Tal

Sitting Bull hatte sich nicht getäuscht: Die beiden Leichen waren soeben entdeckt worden. Die zwei anderen Reekrieger waren herbeigeeilt und standen unbeweglich vor den blutüberströmten Körpern. Der Oberst traf ein; er war ein alter Soldat, der alle seine Dienstgrade an der Grenze erworben hatte und mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer bestens vertraut war.

»Es hat einen Streit gegeben«, sagte er lakonisch. »Die Ree sind keine einfachen Burschen. Wer weiß, was sie gegeneinander aufgebracht haben könnten? Sie haben gekämpft und sind an ihren Wunden gestorben.«

Die beiden Ree antworteten nichts, unterzogen aber die beiden Körper einer genauen Untersuchung. Einer von

ihnen hob plötzlich den Kopf.

»Unsere Krieger sind beim Großen Geist«, sagte er langsam, während seine Augen funkelten. »Nie wieder wird ihr Schlachtruf über die Ebene hallen und Schrecken unter diesen Hunden von Sioux verbreiten. Aber ihre Wunden stammen nicht von ihren eigenen Messern; sie wurden von einer breiteren Klinge zugefügt, von der eines Sioux-Skalpierz-Messers: Es sind Feinde im Lager!«

»Unmöglich!«, rief der Oberst und blickte auf die Ebene, die der Mond hell erleuchtete. »Keine Maus könnte sich hierher schleichen, ohne gesehen zu werden. Die Schildwachen haben gute Augen und verrichten ihren Dienst ordentlich; ich habe mich selbst durch eine Runde davon überzeugt.«

Die Reen antworteten nicht, stießen aber ihren Schlachtruf aus, was die letzten noch schlafenden Soldaten vollends weckte.

Da er festgestellt hatte, dass der Feind Verdacht geschöpft hatte, war Sitting Bull nicht untätig geblieben. Nachdem er einen letzten Blick auf das schöne junge Mädchen geworfen hatte, war er kriechend davongeeilt und aus dem Wagenkreis geschlüpft. Er konnte nicht mehr daran denken, denselben Weg wie beim Hinweg zu nehmen; es blieb ihm nur eine Lösung: die Flucht mit höchster Geschwindigkeit.

Ohne zu zögern, stürmte der junge Häuptling los und schoss wie ein Pfeil entlang des Baches an den verdutzten Schildwachen vorbei. Bald darauf ertönten Schüsse, und

Kugeln pfiffen an den Ohren des Flüchtenden vorbei, der sein Tempo nochmals steigerte. Der Schlachtruf der Reekrieger mischte sich unter die Detonationen, und die beiden Indianer stürzten sich in die Verfolgung ihres Feindes. Es war eine erbitterte Jagd, und dem Anschein nach würde der unglückliche junge Häuptling ihr nicht entkommen können.

Die Ausläufer der gewaltigen Gebirgskette, deren Gipfel sich im Himmel verloren, hatten ein seltsames Aussehen und ragten wie eine natürliche Festung über der Ebene auf. Diese Felsen mit ihren fantastischen Formen und die Berge, die stets im Nebel verloren waren, wurden dem Glauben der Indianer zufolge vom Teufel oder dem Bösen Geist heimgesucht.

Dorthin kamen jedes Jahr die Zauberer des Sioux-Stammes, um den Geistern der Häuptlinge zu opfern, die dort hier und da ihren letzten Schlaf schlummerten. Diese düsteren Berge, die einen so starken Kontrast zu der von der Sonne überfluteten Ebene bildeten, schienen undurchdringliche Geheimnisse zu bergen. Manchmal durchschnitt ein Blitz den Nebel, während der Donner grollte und sich unendlich weit in der Ferne widerspiegelte. Man hörte ständig das Rauschen der Wasserfälle, die in geheimnisvolle Schluchten stürzten. Man verstand also diesen Glauben der Indianer an unterirdische Geister, die in diesen in Wolken und Nebel verlorenen Bergen

wohnten.¹

Die Sonne, die schon seit mehreren Stunden aufgegangen war, versuchte vergeblich, den dichten Nebel zu durchdringen, und beleuchtete nur die Spitzen der Felsen. Einer von ihnen, gigantisch und pyramidenförmig, ragte unweit der Ebene wie eine vorgeschobene Wache empor. Weiter im Gebirge erblickte man auf einem Gipfel das Skelett eines Pferdes, das aufrecht auf seinen Beinen stand, gestützt durch eine Anzahl von Pfählen, die in die Erde gerammt waren, und umgeben von indianischen Lanzen, an deren Eisenspitzen Skalps im Wind flatterten.

Es war das Grab eines berühmten Sioux-Häuptlings, der unter dem Felsen mitsamt seinen Waffen ruhte, während in seiner Nähe die Knochen des Rosses bleichten, das ihn einst im Galopp durch die Unermesslichkeit der Prärie getragen hatte. Noch weiter entfernt erstreckte sich ein Chaos aus Felsen und Schluchten, an deren Grund Wildbäche rauschten, die vom ewigen Nebel verborgen waren.

In der Ebene lag das Lager der Soldaten, bewacht von einhundert Mann des Kavallerieregiments. Die anderen zweihundert Reiter, die die Eskorte der Wissenschaftler bildeten, waren bereits auf dem Weg in Richtung der Berge. Diese Soldaten waren zu Fuß unterwegs und hatten eine Anzahl von Maultieren mitgenommen, um die

¹ Diese Felsen erhielten während der Expedition den Namen *Nebelberge*, während die Indianer sie weiterhin *Teufelsberge* nennen.

Vorräte zu tragen; der Einsatz von Pferden wäre in diesen Bergen, denen es an jedem ausgetretenen Pfad fehlte, undurchführbar gewesen.

In einer gewissen Entfernung von diesen Soldaten und parallel zu ihnen marschierte eine kleine Truppe, die sich aus den Gästen des Zeltens zusammensetzte, deren Gespräch Sitting Bull belauscht hatte. Der alte Trapper Fitz-Patrick, dieser energische Mann mit dem eisernen Willen, hatte schließlich den Bitten seiner Enkelin nachgegeben und sie mitgenommen. Die Goldgräber wollten sich nicht zu weit von den Soldaten entfernen, um im Falle eines Angriffs Hilfe erhalten zu können.

Der junge Sioux-Häuptling war dem Zorn der Ree-Krieger entkommen. Sie hatten die Verfolgung aufgeben müssen, aus Angst, in einen nächtlichen Hinterhalt zu geraten. Inzwischen hatten sie seine Spur wiederaufgenommen und erkannt, dass er höchstens zwanzig Krieger bei sich hatte. Das war keine Streitmacht, die die Goldgräber beunruhigen konnte, da sie sich in der Nähe durch zweihundert Soldaten unterstützt wussten. Zudem waren sie fünfzehn Mann, die bis an die Zähne bewaffnet und mit allen Gefahren der Wüste vertraut waren. Übrigens glaubten sie, dass sich die Sioux nur zufällig in dieser Gegend aufhalten könnten, und die Ree behaupteten, die Feinde hätten sich zurückgezogen – und sei es nur aus abergläubischer Furcht vor diesen Bergen, in denen der böse Geist hauste.

Je weiter sie vordrangen, desto unmöglicher wurde es,

ihrer Spur zu folgen, und bald bot der harte und felsige Boden selbst den so geübten Augen der Ree-Krieger keinen Hinweis mehr. Die beiden Indianer marschierten als Späher voran. Zwölf Goldgräber folgten ihnen, und hinter diesen kamen der alte Trapper und seine Enkelin. Die vier Mexikaner und die acht wilden Gefährten, die aus Texas oder Arizona kamen, schienen unter einer Decke zu stecken. Die Elenden hatten bereits den teuflischen Plan gefasst, den alten Fitz-Patrick verschwinden zu lassen und sich seiner Enkelin zu bemächtigen. Es waren Männer, die vor nichts zurückschreckten. Im Augenblick, vom Goldfieber beherrscht, dachten sie nur an die Schätze, die sie bald finden würden, und schoben die Ausführung ihres Verbrechens auf später.

Man hatte soeben die geheimnisvollen Felsen erreicht. Zur Linken verschwanden die Soldaten in einer breiten Schlucht, die wie eine natürliche Straße durch das Gebirge führte. Die beiden Ree blickten noch einmal dort hin, wo die blauen Uniformen hineingezogen waren, während die Goldgräber beunruhigt schienen.

»Hör mal, Rothaut«, sagte der Mexikaner, den seine Gefährten Antonio nannten, »könnten die *Schafe von Onkel Sam*² nicht zufällig in das Goldtal gelangen? Das wäre eine üble Sache.«

Der Indianer machte eine Geste der Verachtung. »Hat der Maulwurf die Augen eines Adlers?«, antwortete er in

² Ein Spottname für die Kavallerie der Vereinigten Staaten.

seiner bildhaften Sprache. »Kann der Wurm, der kriecht, wie die Antilope über die Felsen springen? Dort oben befindet sich die Höhle, in der einst der große Zauberer der Sioux wohnte, einer der wenigen, die jemals die glänzenden Steine gesehen haben. Der Zauberer ist tot, seine Gebeine bleichen in der Höhle. Kein Krieger wagt es, sie dort fortzuholen; der Geist des großen Zauberers haust noch immer dort oben. Hört ihr nicht seine wütende Stimme?«

Ein Donnerschlag hallte durch das Nebelmeer, das von mehreren Blitzen durchzuckt wurde. Die Goldgräber, obwohl gegen alle Emotionen abgehärtet, konnten nicht anders, als zu schaudern.

»Ach was«, rief der Schlimmste von ihnen, ein gewisser Evans, »was nützt es, Angst zu haben? Wir werden alle in die Hölle kommen, was macht es da schon, ob wir etwas früher oder später dorthin gehen?«

»Ruhe«, antwortete der Ree, »ihr dürft den Zorn des verstorbenen Zauberers nicht herausfordern! Bisher hat er nur gesprochen, aber seine schreckliche Hand könnte uns zermalmen!«

Einige Minuten später traten die Goldgräber in das Nebelmeer ein. Annie folgte den Abenteurern in kurzem Abstand mit ihrem Großvater. Man kletterte auf eine der felsigen Pyramiden, die die noch unsichtbare Schlucht verbargen, auf deren Grund ein Wildbach floss.

Plötzlich stieß das junge Mädchen einen leichten Schrei aus und selbst die Männer zeigten ihre Verblüffung. In

unmittelbarer Nähe ragte ein gebleichtes Pferdeskelett aus dem Nebel hervor. Der Wind, der in diesem Moment aufkam, ließ die an den Lanzen befestigten Skalps flattern, und das Skelett selbst schien zu schwanken. Der Ree, der vorausging, verschränkte die Arme vor der Brust und neigte leicht den Kopf, um dem Häuptling Tribut zu zollen, dessen Gebeine unter den Felsblöcken bleichten.

»Es ist trotzdem ein übles Land, Rothaut«, sagte Evans. »Was zum Teufel soll das, dass wir da hoch müssen? Ich sehe nicht mehr Goldtal als in meiner flachen Hand.«

»Wir sind nicht weit davon entfernt«, antwortete der Krieger. »Der Morgenwind ist aufgekommen, manchmal schafft er es, den Nebel zu zerreißen. Von der Spitze dieser Pyramide, die sich ganz in der Nähe des Grabes des Häuptlings erhebt, werden wir vielleicht einen Blick in das berühmte Tal werfen können.«

»Und wie steigen wir hinunter?«, fragte der Bandit. »Da sind schreckliche Abgründe, und beim kleinsten Fehltritt fällt man in den Schlund.«

»Ich bin nie hinuntergestiegen«, antwortete der Indianer, »aber wir haben Lassos, an denen man sich herunterlassen kann.«

»Wenn du nie dort unten warst«, fuhr Evans fort, »wie konntest du dir dann den gelben Stein beschaffen?«

»Der Zauberer der Sioux kannte einen geheimen Pfad, der in das Tal führte, Bleichgesicht. Ich habe ihn selbst von oben gesehen, wie er inmitten der gelben Steine

umherging; er hob einige auf und lächelte, als er ihren Glanz betrachtete. Er war damals schon sehr alt und wieder wie ein Kind geworden. Es ist einer dieser Steine, den ich mitgenommen habe.«

»Vorwärts also«, sagte Evans, »mir scheint bereits, dass wir das Glück greifen können. Ihr anderen, behaltet den alten Trapper im Auge. Du wirst dich darum kümmern, Antonio, denn du hast die sicherste Hand. Nutze die erste Gelegenheit.«

Der Mexikaner verzog das Gesicht, während er sein langes Messer in der Lederscheide hin- und hergleiten ließ. Die Goldgräber waren gerade an der Spitze der Felsenpyramide angekommen; der Boden war eben und sehr rutschig. Sie folgten dem Beispiel der beiden Ree, die sich bäuchlings flach auf den Boden legten und vorsichtig bis zum Rand des Abgrunds vorarbeiteten. Nur der alte Trapper blieb zurück. Er fühlte sich seit dem Morgen unwohl und hatte mehrere Schwindelanfälle gehabt.

Mit starren Blicken starrten die Abenteurer in den Abgrund. Zu ihrer Rechten donnerte ein Wasserfall, den man fast mit der Hand hätte berühren können, so nah war er. Doch zur Linken, wo die Felsen fast senkrechte Wände bildeten, konnte man ein kleines Tal oder, besser gesagt, eine Schlucht erkennen, durch die einst ein Wildbach geflossen sein musste. Der Nebel verhinderte zunächst, in dieser Schlucht etwas zu erkennen, doch der Wind, der etwas stärker geworden war, trieb den Dunst teilweise auseinander.

Der Grund der geheimnisvollen Schlucht blieb zwar verborgen, doch die Goldgräber stießen dennoch einen Freudenschrei aus. Unter ihnen, etwa hundert Fuß tiefer, funkelten zwei Blöcke an der Felswand; sie waren halb mit Erde und Moos bedeckt und schienen, da sie über dem Abgrund hingen, nur durch ein Wunder des Gleichgewichts zu halten.

»Beim Teufel«, knurrte Evans, »die Rothaut hat uns nicht belogen! Ich weiß nicht, was am Grund der Schlucht liegt, aber eines ist sicher: Diese Blöcke sind reines Gold!«

Die Abenteurer sahen sich schweigend an, doch ihre Augen sagten genug über das aus, was sie alle dachten. Jeder von ihnen empfand seine Gefährten als überflüssig und träumte davon, der alleinige Besitzer dieser Schätze zu sein. Zwei Männer waren zurückgeblieben, um die Pferde und Maultiere zu bewachen, die man nicht in das felsige und steile Gelände hatte mitnehmen können.

Der Ire Evans und der Mexikaner Antonio waren die einzigen, die einen gewissen Einfluss auf ihre wilden Gefährten hatten. Sie lagen nebeneinander; es waren die zwei schrecklichsten Gangster, die man im Wilden Westen hätte treffen können.

»Wir sind am Ziel«, murmelte der rothaarige Ire, »wir bleiben hier, bis das gesamte Gold in unserem Besitz ist. Zuerst müssen wir uns diese Blöcke aus reinem Gold holen. Zwei von uns können sich an Lassos hinunterlassen, die Steine loslösen, die wir dann mit anderen Lassos

wieder hochziehen; allein das ist schon ein Vermögen wert. Den Grund der Schlucht erkunden wir später. Ich werde hier die Leitung der Operation übernehmen; kümmerst du dich währenddessen um den alten Trapper, der ohnehin nicht den Anschein macht, als sei er im Moment auf der Höhe. Dann wirst du dich des Mädchens bemächtigen. Ah! Ah! Wir werden ein großartiges Leben haben; es wird auch Zeit, wir haben bis jetzt hart genug geschuftet.«

»Und die beiden Ree-Indianer?«, fragte Antonio leise.

»Oh! Bei denen ist die Sache klar. Glaubst du etwa, ich hätte Lust, meine Versprechen zu halten? Sobald die Pferde und Maultiere mit Gold beladen sind, schicke ich diese Halunken dazu, dem großen Sioux-Zauberer Gesellschaft zu leisten. Überlass das nur mir!«

Antonio stimmte mit einem Nicken zu. Einige Minuten später begannen die Goldgräber sorgfältig, die langen Lederlassos miteinander zu verknoten. Der Mexikaner entfernte sich, indem er lautlos und mit der Geschmeidigkeit einer Schlange über den feuchten Boden kroch. Begünstigt durch den Nebel näherte er sich der Stelle, an der der alte Fitz-Patrick auf einem Felsen saß. Der Trapper schien gegen das Unwohlsein anzukämpfen, das ihn befallen hatte, und die hübsche Annie stand bei ihm, bereit, ihn zu pflegen.

Die schwarzen Augen des Mexikaners funkelten beim Anblick dieser Gruppe und fixierten das entzückende junge Mädchen voller wilder Begierde. Lautlos hockte er

sich hinter den Felsen, rechts vom alten Trapper, zog sein Messer und lauerte auf den Moment, in dem er sich auf seine Beute stürzen konnte.

4. Kapitel

Das verfluchte Gold

Annie Oakley hatte ihr ganzes Leben im Wilden Westen verbracht und war ebenso wie ein Mann abgehärtet gegen die Strapazen und Gefahren, denen man dort ständig ausgesetzt ist. In diesem Augenblick hatte sich das bezaubernde Mädchen in eine Krankenpflegerin verwandelt und kümmerte sich um ihren Großvater. Sie hatte ihr Gewehr direkt neben sich gegen einen Stein gelehnt und war gerade dabei, in einem Seesack nach einer kleinen Flasche Branntwein zu suchen.

Der alte Trapper erlitt einen neuen Schwächeanfall. Plötzlich sackte er gegen den Felsen und stieß ein dumpfes Stöhnen aus, während Annie einen Schrei des Schreckens nicht unterdrücken konnte. Der Mexikaner war wie ein Panther hervorgeschnellt, das lange Messer in der Hand, und hatte auf den Trapper eingeschlagen. Nur die plötzliche Bewegung des alten Mannes verhinderte, dass die Klinge ihn in den Nacken traf. Die Waffe traf ihn an der Schulter und schnitt tief hinein.

»Caramba!«, fluchte der Mexikaner und hob seine

Waffe, um erneut zuzuschlagen. Annie hatte keine Zeit, mit dem Karabiner auf ihn zu schießen; instinktiv packte sie ihre Waffe am Lauf und versetzte dem Gangster einen wütenden Schlag mit dem Kolben ins Gesicht. Dieser wurde an der Stirn getroffen, ließ sein Messer fallen, stürzte zu Boden, trudelte den fast senkrechten Abhang hinunter und verschwand im Nebel.

Annie wollte zunächst hinter ihm her stürzen, doch ein Blick auf ihren blutüberströmten Großvater genügte, um sie aufzuhalten. Voller Sorge versuchte sie, das Blut zu stillen, das in Strömen floss.

»Lass nur, lass nur, Kleine«, murmelte der Trapper, »dieses Aderlassen tut mir gut. Aber jetzt darf keine Zeit verloren werden. Wir müssen einen Ort finden, an dem wir uns verteidigen können. Oh, diese Gangster – ich habe es geahnt, sie denken nur ans Stehlen oder Töten.«

Fitz-Patrick sammelte all seine Kräfte. Er griff nach seinem alten Karabiner, während Annie, die Waffe in der Hand und schussbereit, ihn bat, sich auf ihre Schulter zu stützen.

»Zum Grab des Indianerhäuptlings!«, sagte das junge Mädchen lebhaft. »Ich habe beim Aufstieg bemerkt, dass es dort eine Art natürliche Steinbrüstung gibt. Dort können wir uns energisch verteidigen.«

Fitz-Patrick biss die Zähne zusammen. Seine verletzte Schulter schmerzte ihn schrecklich, und er wusste, dass er nicht wieder aufstehen könnte, wenn er einmal fiel. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, auf

den Beinen zu bleiben, bis er die Steinbrüstung des Häuptlingsgrabes erreicht hatte. Annie hatte sich nicht getäuscht: Der Ort eignete sich bewundernswert zur Verteidigung. Rechts und links fielen die Felsen senkrecht ab, und direkt hinter dem Grab hörte man das Rauschen des Wasserfalls, was es ihnen ermöglichte, nicht vor Durst zu sterben. Der einzige Zugang zur Brüstung bestand in der angedeuteten Spur, der die Goldgräber beim Aufstieg gefolgt waren.

Annie legte ihren kleinen Karabiner und ihr langes Gewehr an die Brüstung, beide Waffen schussbereit, und kümmerte sich dann um ihren Großvater. Sie zog hastig das Verbandszeug aus dem Seesack, schnitt geschickt das zerrissene Hemd des Verwundeten auf und verband die klaffende Wunde, nachdem sie diese sorgfältig mit frischem Wasser gereinigt hatte.

»Jetzt fühle ich mich besser, liebes Kind«, sagte der alte Trapper mühsam. »Welch ein Unglück, dass ich so schwach bin; es ist das Alter, das sich bemerkbar macht. Niemals zuvor hatte ich bemerkt, dass ich nicht mehr jung bin.«

Die Augen des Greises fielen zu; er hatte viel Blut verloren, was ihn zusätzlich erschöpft hatte. Er legte sich langsam auf eine Wolldecke, die Annie soeben auf dem Boden ausgebreitet hatte, und schlief ein. Annie trat daraufhin an die Steinbrüstung und spähte vorsichtig in die Umgebung. Plötzlich zuckte sie zusammen, als sie einen Kopf bemerkte, der sich von Zeit zu Zeit zeigte. Die

Adlerfedern, die ihn schmückten, deuteten darauf hin, dass es ein indianischer Krieger war, aber es war keiner der beiden Ree, die die Goldgräber führten.

Annie war so überrascht, dass sie nicht wusste, was sie tun sollte. Auf jeden Fall kam ihr nicht in den Sinn zu schießen; das Ziel erschien ihr durch den Nebel hindurch viel zu unsicher. Es gab zudem noch einen anderen Grund: Der Kopf, den sie erblickte, war der eines sehr jungen Kriegers mit kühn und regelmäßig gezeichneten Gesichtszügen, und es schien ihr, als läse sie in den Augen, die sie betrachteten, einen Ausdruck von Respekt und Bewunderung. Wer konnte dieser Indianer sein, und was mochte er in der Umgebung des Grabes des großen Häuptlings ausspähen?

Es war Sitting Bull, der die Goldgräber nicht aus den Augen gelassen hatte, während er gleichzeitig die Soldaten beobachten ließ. Er hatte zehn seiner Krieger gegen diese ausgesandt, mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht anzugreifen, sondern lediglich festzustellen, was die Expedition unternahm. Er selbst dachte ebenfalls nicht daran, die bis an die Zähne bewaffneten Goldgräber mit den zehn Kriegern anzugreifen, die ihm noch geblieben waren und die in der Nähe im Hinterhalt lagen. Nur sehr widerwillig hatte er sich zu dieser passiven Haltung entschließen können, doch der Kampf wäre aufgrund der mangelhaften Bewaffnung seiner Männer zu ungleich gewesen. Nur er selbst besaß einen Karabiner, aber nur wenige Patronen; was seine Krieger betraf, so hatten sie

neben Tomahawk und Skalpier-Messer lediglich ihre Bögen oder ein paar alte Steinschlossgewehre.

Während er die Goldgräber beobachtete, war Sitting Bull Zeuge des Mordversuchs des Mexikaners und des mutigen Verhaltens der jungen Annie geworden. Er hatte nicht daran gedacht, in den Kampf einzugreifen, da er den alten Fitz-Patrick als Feind betrachtete und sich darüber freute, die verfluchten Bleichgesichter sehen zu müssen, wie sie sich gegenseitig zerfleischten. Doch als er sah, wie das bezaubernde junge Mädchen den Verletzten stützte und zum Grab des Häuptlings führte, kamen Sitting Bull andere Gedanken. Er, der die Bleichgesichter so sehr hasste, konnte nicht anders, als das heldenhafte junge Mädchen zu bewundern.

»Die Squaws der Sioux sind mutig«, murmelte er, »aber sie hätten nicht besser gekämpft. Ach! Warum muss ihre Haut nur weiß sein?«

Der junge Häuptling blieb einen Augenblick lang unbeweglich. Er hörte in der Nähe wütende Flüche auf Spanisch. Es war Antonio, der aus seiner Benommenheit erwacht war und sich mühsam an den Felsen emporarbeitete. Sitting Bull hatte das heftige Verlangen, zu dem Gangster zu gelangen und ihn zu töten. Er wollte schon vorrücken, als er Stimmen von oben hörte; es waren die Goldgräber. Einige von ihnen stiegen hinab, um nach Antonio zu suchen. Der junge Häuptling versteckte sich, um seine Feinde beobachten zu können und bei der kleinsten Gelegenheit, ihnen zu schaden, zuzuschlagen.

Oben auf dem Felsen angekommen, berichtete der Mexikaner dem Iren, was ihm zugestoßen war.

»Er ist noch nicht tot«, sagte er, »aber er wird nicht mehr lange machen, denn er sieht sehr krank aus. Wir müssen nur abwarten, bis nach seiner Wunde das Fieber ausbricht, dann haben wir leichtes Spiel mit dem Mädchen, wenn sie ganz allein ist.«

»Ich glaube, das Biest kann gut schießen«, entgegnete Evans nachdenklich.

»Das ist mir egal«, entgegnete Antonio, »du weißt, wie ich mit einem Lasso umgehe. Ich werde mich im Nebel nähern und ihr meine Schlinge um den Körper werfen; dann kann sie schießen, wenn ihr das Vergnügen bereitet. Aber wie steht es jetzt mit der Suche nach den Goldblöcken?«

Evans deutete mit einer Geste auf zwei straff gespannte Lassos, die an den Stämmen verkrüppelter Tannen befestigt waren. Daneben hingen weitere Lassos, die dazu bestimmt waren, die Blöcke nach oben zu ziehen.

»Zwei Männer sind unten«, murmelte der Bandit, »es sind die zwei Gambusinos aus Arizona, die immer so große Ansprüche gestellt haben. Weißt du, Antonio? Wir werden sie bald los sein; wir sind schon genug Leute, ich habe mich mit den anderen abgesprochen.«

»Was hast du vor?«, fragte Antonio.

»Das wirst du sofort sehen«, antwortete der Ire; »pass gut auf, das wird sehr amüsant.«

Die beiden Männer blickten in den unergründlichen

Abgrund. Zwei Goldgräber hingen an den Enden der Lassos, an denen sie festgebunden waren, und arbeiteten daran, die Goldblöcke von der Felswand zu lösen. Der größte Teil der Arbeit war nun erledigt, und bald sah man die beiden Männer die zwei Blöcke an den Lassos befestigen, die neben ihnen hin und her schwangen.

Die Goldgräber zogen kräftig an den Seilen, und bald erschienen am Rand des Felsens zwei Blöcke aus reinem Gold, jeder so groß wie ein Kopf. Es war ein wahres Vermögen. Sobald der Schatz auf sicherem Boden war, stürzten sich die Abenteurer darauf, um ihn aus der Nähe zu betrachten. Sie sahen aus wie Geier, die sich auf eine Beute stürzen. Die einzigen, die ihre Ruhe bewahrten, waren die beiden Ree, die ohnehin den Wert des Goldes nicht kannten und im Augenblick nur daran dachten, mit ihren scharfen Blicken die Umgebung zu überwachen. Das war das Einzige, was Sitting Bull daran hinderte, sich den Goldgräbern zu nähern.

»Meine Kinder«, rief Evans, von Freude hingerissen, »es ist reines Gold, ich glaube es jetzt, wo ich es berühre. Aber wir müssen noch mehr davon haben. Weiter unten ist ein weiterer Block, dreimal so groß wie diese – wir müssen ihn haben.«

»Zieht uns wieder hoch!«, schrie man von unten.

»Und warum?«, antwortete Evans. »Seht ihr weiter unten den großen Block? Ihr werdet ihn doch nicht am Felsen hängen lassen.«

»Aber wir haben ihn schon ohne Erfolg bearbeitet, er

sitzt zu fest. Man müsste ihn mit Pulver sprengen, aber dann würde er in den Abgrund fallen.«

»Versucht es noch einmal«, drängte Evans, dessen Augen vor Gier glänzten.

Die beiden Männer, die an den Lassos hingen, bearbeiteten den Block mit ihren Spitzhacken, ohne irgendein Ergebnis zu erzielen.

»Schon gut, so geht es nicht«, rief Evans. »Nun denn! Der Block soll dort bleiben, wo er ist. Unten im Grund der Schlucht liegt der eigentliche Schatz. Wir werden versuchen, dorthin hinabzusteigen. Meine Kinder, bereitet weitere Lassos vor, wir werden sie brauchen.«

Die Goldgräber lachten wie Dämonen, während Evans dem Mexikaner ein Zeichen gab. Beide hatten ihre Messer in der Hand und schnitten bei jedem der Lassos eine der vier Lederstränge durch, aus denen sie bestanden. Sofort sah man, wie sich die Lederriemen zu dehnen begannen. Die Männer, die daran hingen, bemerkten es ebenfalls.

»Was macht ihr da oben?!«, brüllte einer der Banditen. »Seid ihr verrückt, oder gibt das Lasso nach?«

»Oh nein, seid unbesorgt, es gibt nicht nach, wir sind nur gerade dabei, es durchzuschneiden.«

Ein doppelter Schrei des Entsetzens hallte wider. Evans beugte sich vor, um seine Opfer genau zu sehen.

»Kameraden!«, schrie einer der Unglücklichen, »helft uns! Evans ist verrückt geworden!«

»Nein, nein, ich bin nicht verrückt!«, knurrte der

Bandit. »Aber ihr seid überflüssig; es wird schon schlimm genug sein, das Gold unter dreizehn aufzuteilen. Dreizehn ist eine hervorragende Zahl, aber sie bringt Unglück. Zu dumm für euch – wenn ihr den Teufel trifft, bestellt ihm einen schönen Gruß von mir und sagt ihm, er wird mich so bald nicht zu Gesicht bekommen. Ich will das angenehme Leben, das mich erwartet, noch lange genießen.«

Gleichzeitig schnitten die beiden Gangster die zweite Schnur des Lassos durch. Die zum Tode Verurteilten stießen zunächst schreckliche Flüche aus und flehten dann um Gnade.

»Evans, Evans!«, schrie einer von ihnen, »du warst immer ein guter Kamerad, mach keinen Unsinn und lass uns am Leben. Wir verzichten auf das Gold, aber wir wollen leben. Hab Mitleid mit uns.«

»Ach was, das hat gerade noch gefehlt«, entgegnete der Ire. »Nein, nein, ich kenne euch zu gut; sobald ihr sicher hier oben wärt, würdet ihr eure Meinung ändern und den größten Teil haben wollen. Auf Wiedersehen, grüßt mir Satan! Pass auf, Antonio.«

Mit einem einzigen Messerstich durchtrennten die beiden Gangster den Rest des Lassos. Schreie drangen aus dem Abgrund empor, und die Körper der beiden Gambusinos wurden in die Tiefe gestürzt. Sie verschwanden im Schaum und in den Wirbeln des Wasserfalls, der sie, an den Felsen zerschmettert, mit sich riss.

»Nun, da sind wir sie also los«, sagte Evans zu seinem

Gefährten. »Wir sind nur noch zu elft, das reicht völlig. Wenn wir unsere Pferde und Maultiere mit Gold beladen haben, werden wir diesen düsteren Bergen den Rücken kehren und dabei sorgfältig vermeiden, den Soldaten zu begegnen.«

Die beiden Ree kehrten in diesem Moment von einem Kontrollgang zurück, den sie in der Umgebung gemacht hatten. Sie betrachteten erstaunt die Klingenstücke, die noch an den Baumstämmen befestigt waren.

»Wo sind die beiden Bleichgesichter?«, fragte einer von ihnen.

»Die Lassos sind gerissen«, antwortete Evans mit einem Anflug von Bedauern. »Das Leder ist beim Reiben an der Felskante durchgescheuert.«

»Das Bleichgesicht hat eine gespaltene Zunge«, antwortete der Krieger mit der für Indianer typischen Offenheit. »Die Lassos wurden mit einem Messer zerschnitten.«

Der Ire wandte sich ab. »Glaub, was du willst, Dummkopf«, murmelte er auf Englisch. »Du und dein Gefährte werdet nicht mehr lange schwatzen. Wenn wir diese Berge verlassen, werden eure Knochen bereits begonnen haben, hier zu bleichen.«

»Meine Kinder«, rief Antonio den Goldgräbern zu, »ihr habt die Lassos vorbereitet, nun müssen wir sehen, ob sie lang genug sind, um den Grund der geheimnisvollen Schlucht zu erreichen. Einer von euch soll es versuchen und uns Auskunft darüber geben, wie man an die Schätze gelangt. Stanford scheint mir dafür bestens

geeignet, denn er ist der Geschickteste unter uns.«

»Du kannst selbst hinuntersteigen«, antwortete Stanford kühl. »Ich habe keine Lust, dass man mit mir dasselbe Spiel treibt wie mit den beiden anderen. Wenn du den Grund der Schlucht sehen willst, lass dich selbst ans Lasso binden. Was mich betrifft, ich mache da nicht mit.«

Evans näherte sich wütend Stanford. »Du musst hinuntersteigen«, drängte er. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich bin überzeugt, dass es da unten fantastische Schätze gibt. Komm schon, mach keine Geschichten, Kamerad, steig hinunter.«

»Ich werde mich hüten. Wir waren uns alle einig, die beiden Gambusinos zu beseitigen, die uns zu gierig erschienen. Aber, Evans, ich habe weder in dich noch in Antonio Vertrauen, und die anderen denken wie ich. Ich wiederhole dir: Ich mache da nicht mit.«

Der Ire fluchte schrecklich, Antonio unterstützte ihn nachdrücklich, doch alles half nichts, niemand wollte sich ans Lasso binden lassen. Schon wurden drohende Schreie gewechselt, und die Hände wanderten zu Revolvern und Messern. Es hätte nicht viel gefehlt, und ein Kampf wäre ausgebrochen.

Plötzlich trat der Ree-Krieger, der die Sioux verraten hatte, in die Mitte der Abenteurer.

»Bleichgesichter«, sagte er, »ich habe euch gesagt, dass der große Zauberer über einen unbekannten Pfad zum Grund der Schlucht gelangte. Wenn der Pfad noch existiert, muss er zu der Höhle führen, in der der Zauberer

wohnte.«

»Und wo ist die Höhle?«, fragte Evans.

»Nahe dem Grab des Häuptlings. Wenn man am Skelett des Pferdes vorbeigeht, muss man absteigen, und direkt am Abgrund befindet sich der Eingang zur Höhle des Zauberers. Ich werde nicht dorthin gehen, um den Geist des Zauberers nicht zu erzürnen. Aber die Bleichgesichter müssen nicht dieselben Ängste haben.«

»Warum hast du das nicht früher gesagt, du Bandit von einer Rothaut?«, rief Evans. »Nun, besser spät als nie. Vorwärts, Kameraden, zur Höhle des Zauberers, wir fürchten weder Geister noch Phantome.«

»Aber der alte Trapper und seine Enkelin versperren uns den Weg«, sagte einer der Banditen.

»Umso besser«, antwortete Evans, »das passt genau in unseren Plan. Antonio wird sich um das junge Mädchen kümmern, und was den alten Fitz-Patrick angeht, ich werde ihm eine Kugel in den Kopf jagen, falls er noch lebt. Vorwärts, Kameraden!«

5. Kapitel

Der Angriff auf das Grab

Der alte Fitz-Patrick schlief immer noch auf seiner Wolldecke, gut geschützt hinter Felsbrocken. Annie spürte instinktiv, dass Gefahr im Verzug war.

Zusammengekauert hinter den großen Steinen der Brüstung hielt sie Wache, entschlossen, sich energisch zu verteidigen.

Unter der Einwirkung des Windes, der zeitweise heftig blies, lichtete sich der Nebel an einigen Stellen, was es dem jungen Mädchen ermöglichte, dunkle Gestalten auszumachen, die von Stein zu Stein sprangen und sich auf das Grab des Häuptlings zubewegten. Sie ahnte sofort, worum es ging: Die Goldgräber hatten den Tod ihres Großvaters beschlossen. Nun gut! So einfach, wie die Elenden es sich erhofften, würde das nicht vonstattengehen.

Seit sie noch ganz klein war, sobald sie ein Gewehr anlegen konnte, hatte sie eine wunderbare Treffsicherheit bewiesen; nun war sie in der Lage, eine Schwalbe im Flug zu treffen und ihr eine Kugel in den Kopf zu jagen.

»Da kommen sie«, sagte sie und legte ihren kleinen Karabiner an. Sie wollte jedoch nicht als Erste schießen, zumal sie in diesem Augenblick die Stimme von Evans hörte, der, hinter einem Felsen verborgen, ihr zurief: »Mach keine Dummheiten, Kleine, das ist zwecklos. Das Beste für dich ist, dich bedingungslos zu ergeben. Leg dein Gewehr auf den Boden und heb die Hände in die Luft, sonst ist dein Schicksal schnell besiegelt.«

»Zurück, Bandit!«, antwortete Annie, während sie den Lauf ihrer Waffe zwischen die Steine der Brüstung schob. »Ihr habt versucht, meinen Großvater zu töten; ich bin entschlossen, ihn bis zum letzten Tropfen meines Blutes

zu verteidigen.«

»Noch einmal«, fuhr der Bandit fort, »ergib dich sofort und sei froh, dass wir dich am Leben lassen, sonst fangen wir dich mit dem Lasso. Antonio, zeig, was du kannst.«

Das junge Mädchen schauderte, verlor aber keinen Augenblick den Mut und drückte sich so nah wie möglich an die Brüstung, um sich vor dem schrecklichen Wurfgerät des Mexikaners in Sicherheit zu bringen. »Stanford«, sagte Evans weiter, »du bist der beste Schütze unter uns. Geh zur Seite und ziele auf den kleinen Karabiner, um ihn unbrauchbar zu machen.«

Stanford kroch von Felsen zu Felsen und begab sich zu Annies rechter Seite, um auf den Lauf des Karabiners zielen zu können, der aus den Steinen der Brüstung ragte. Das junge Mädchen hatte ihn beobachtet und ahnte das Schicksal, das sie und ihren Großvater erwartete, falls es dem Elenden gelänge, sie zu entwaffnen. Stanfords Kopf zeigte sich für eine Sekunde. Zwei Detonationen ertönten; der Bandit und das junge Mädchen hatten gleichzeitig geschossen. Die Kugel des Ersteren schlug einen Millimeter neben dem kleinen Karabiner in der Brüstung ein und löste Steinsplitter, die wie ein Regen herabfielen. Das junge Mädchen konnte, kaum dass sie geschossen hatte, den Gangster sehen, der sich einmal um sich selbst drehte und rücklings vor dem Felsen niedersank, der sie schützte: Die Kugel hatte ihn genau zwischen den Augen, am Nasenansatz, getroffen.

Die Goldgräber stießen Schreie voller Wut aus. Zwei

von ihnen stürmten vorwärts, in der Annahme, Annie sei für einen Moment entwaffnet, während sie ihre Waffe nachlud. Sie wussten nicht, dass das junge Mädchen das Gewehr ihres Großvaters fertig geladen neben sich liegen hatte. Kaum waren sie aus ihren Verstecken hervor, ertönte eine neue Detonation; der erste der Banditen fiel, tödlich getroffen von einer Kugel mitten in die Stirn, und der zweite beeilte sich, wieder in Deckung zu gehen.

Der alte Trapper hörte die Schüsse nicht. Er befand sich in einem Zustand völliger Teilnahmslosigkeit. Annie beeilte sich, die Waffen nachzuladen. Evans fluchte wie ein Besessener und befahl seinen Gefährten, die Brüstung zu stürmen.

»Vorwärts! Vorwärts!«, schrie er, »greift alle zusammen an, dann gehört das Mädchen uns!«

»Ja, aber geh du uns voraus«, antwortete einer der Abenteurer. »Du willst uns immer vorschicken, während du dich selbst vorsichtig aus der Affäre ziehst.«

Trotz all seiner Beschwörungen erzielte Evans kein Ergebnis. Die Banditen waren sich der Präzision der Schützlin bewusst, und niemand von ihnen hatte Lust, diese zu spüren zu bekommen. In ihrer Verzweiflung dachten sie nicht mehr daran, Annie zu verschonen, und sie begannen, einen Kugelhagel auf die Brüstung niedergehen zu lassen. Bleich, aber ruhig und entschlossen, kniete das junge Mädchen hinter den Steinen, die das Grab des Häuptlings umgaben, und hörte, wie die Kugeln über ihrem Kopf pfften oder gegen die Brüstung schlugen.

Mit wachem Auge beobachtete sie den Feind. Das finstere Gesicht eines Banditen tauchte für die Dauer einer Sekunde auf, und der kleine Karabiner sprach erneut. Der Mann fiel, wie seine Kameraden getroffen von einer Kugel zwischen den Augen. Drei der Angreifer waren gefallen; es blieben noch neun übrig, wenn man die zwei Männer mitzählte, die die Pferde und Maultiere bewachten.

Evans' Wut war unbeschreiblich; er wandte sich an Antonio. »Wir müssen es zu Ende bringen«, sagte er, »du hast gesagt, du nimmst sie mit dem Lasso – jetzt ist der Moment zu handeln!«

Der Mexikaner antwortete nicht, bereitete sein Lasso vor und glitt wie eine Schlange durch den Nebel. Wieder löste sich ein Schuss vom Grab des Häuptlings; Annie hatte bemerkt, dass einer ihrer Gegner sich entblößt hatte. Der Bandit fiel unter einem markerschütternden Schrei. Das junge Mädchen hatte sich über die Brüstung gebeugt, um das Ergebnis ihres Schusses zu sehen, und bemerkte auf ihrer linken Seite nicht den Mexikaner, der sich soeben aufgerichtet hatte und sein Lasso in der rechten Hand kreisen ließ.

Die Schlinge pfiff durch die Luft und legte sich um das junge Mädchen. Eine Sekunde später fühlte sie sich von dem schrecklichen Seil umschlungen, das ihre Arme mit Gewalt an ihren Körper presste und jede Bewegung unmöglich machte. Sie war nun schutzlos.

»Ich habe sie!«, brüllte Antonio. »Kommt her,

Kameraden, wir werden sie für das Blut, das sie vergossen hat, teuer bezahlen lassen.«

Annie stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Ihr unglücklicher Großvater konnte ihr nicht zu Hilfe eilen. Vergebens versuchte sie, ihr Jagdmesser zu ergreifen, um den Riemen zu durchtrennen, der sie einschnürte; sie konnte ihre Arme nicht mehr bewegen. Beim Gedanken an das schreckliche Schicksal, das sie inmitten dieser Elenden erwartete, wünschte sie sich den Tod.

Antonio trat höhnisch lachend näher. Mit einem ruckartigen Manöver zerrte er sein Opfer brutal hinter der Brüstung hervor, während die Banditen ihre Deckung verließen und mit Freudenschreien auf sie zustürmten.

»Los, meine Kinder!«, rief Evans. »Wir werden uns amüsieren, das junge Mädchen ist ganz allein und wir...«

Er beendete den Satz nicht; eine junge, geschmeidige Gestalt war soeben aus dem Nebel aufgetaucht, und zwei nervige Arme umschlangen den Körper des Banditen.

»Kameraden!«, schrie er, »es ist eine Rothaut, verdammt! Wo kommt er her? Zu Hilfe!«

Der Bandit mochte rufen, wie er wollte, seine Gefährten konnten ihm nicht zu Hilfe eilen. Auch sie mussten sich gegen andere Krieger verteidigen, die wie Geister aufgetaucht waren. Es fielen keine Schüsse, es gab keine Schreie, aber die Messer blitzten auf und ein wildes Handgemenge entbrannte. Bald hörte man Röcheln und Stöhnen. Antonio war wie versteinert, aber er hielt sein Lasso immer noch fest in der Hand und versuchte, das

Durcheinander zu nutzen, um sein Opfer wegzuzerren.

6. Kapitel

Sitting Bull

Der Mexikaner hatte das junge Mädchen in seine Arme gepackt und beeilte sich, im Nebel den Abhang hinunterzueilen, der ihn zu dem Ort führen sollte, an dem die Pferde standen. Plötzlich erhob sich ein Schatten vor ihm; Adlerfedern wogten im Wind – es war ein junger indianischer Krieger, der sich, ohne ein Wort zu sagen, ungestüm auf ihn stürzte.

Antonio ließ seine Gefangene zu Boden gleiten, ergriff sein Bowie-Messer und versetzte seinem Gegner einen wütenden Hieb. Dieser sprang zur Seite, und die Waffe des Mexikaners stach ins Leere. Eine Sekunde später rollten die beiden Männer, eng umschlungen, über den Boden. Der Kampf dauerte mehrere Minuten, denn beide waren kräftig und gewandt. Schließlich sah Annie, halb ohnmächtig, den jungen Indianer aufstehen, mit einem blutigen Skalp in der Hand und dem Fuß auf dem Körper seines Gegners, dessen Herz von einem Stoß durchbohrt war.

Sie schloss die Augen beim Anblick des Gesichts des Rothhäutigen, das von einem wilden Ausdruck des Hasses verzerrt war, und dachte, ihr Schicksal habe sich nur

verschlechtert. Anstatt die Beute der Banditen zu sein, würde sie nun in das traurige Dasein einer indianischen Gefangenen gezwungen werden. Plötzlich milderte sich der grimmige Ausdruck im Gesicht des jungen Kriegers; er beugte sich zu dem Mädchen hinunter, durchschnitt mit seinem blutigen Messer die Riemen, die sie einschnürten, und half ihr auf. Dann wich er einige Schritte zurück und verschränkte die Arme vor seiner Brust.

»Vier Mal hat der kleine Karabiner gesprochen«, sagte er und deutete auf das Grab des Häuptlings, »und vier Mal traf die Kugel, die von der Prärie-Rose abgefeuert wurde, ein Bleichgesicht mitten in die Stirn. Warum kämpft die Wüstenblume gegen die Männer ihres Stammes?«

»Es sind Elende, Banditen ohne jeden Glauben«, antwortete Annie. »Sie wollten meinen Großvater ermorden, meinen einzigen Verwandten auf dieser Erde.«

»Ich weiß es«, erwiderte der junge Indianer. »Ich bin ein Häuptling, ich bin Sitting Bull, und ich habe gesehen, wie die weiße Blume den Mexikaner, dessen Skalp ich am Gürtel trage, mit einem Kolbenschlag niederstreckte. Ich wollte damals hingehen, um ihm das Haar abzunehmen, aber das Bleichgesicht war zu schnell wieder auf den Beinen und schloss sich seinen Gefährten an. Ja, Blume der Prärie, Sitting Bull hat alles gesehen. Meine Augen durchdringen den Nebel, der diese Berge ewig einhüllt. Meine Krieger sind nun die Herren auf dem Schlachtfeld.«

Der junge Häuptling stieß einen durchdringenden Schrei aus, der sofort von verschiedenen Seiten erwidert wurde. Wilde Krieger tauchten aus dem Nebel auf; es waren Sioux, die den Rest der Banditen angegriffen hatten. Mehr als die Hälfte von ihnen war verwundet, was zeigte, dass dieser Kampf mit den Blankwaffen heftig gewesen war, doch an ihren Gürteln hingen noch frische Skalps. Sitting Bull hatte seinerseits zwei Haarsträhnen erobert: die des Mexikaners und die von Evans, dem bösen Geist der Goldgräber. Unter den Sioux bemerkte Annie zwei gefangene und gefesselte Indianer; es waren die beiden Ree, die nicht hatten entkommen können und denen im Dorf der Sioux der grausame Tod am Marterpfahl drohte.

»Die Bleichgesichter sind vernichtet«, sagte Sitting Bull mit lauter Stimme, »einschließlich der beiden Männer, die unten an den Felsen die Pferde und Maultiere bewacht haben. Die weiße Blume kann unbesorgt sein, sie hat unsere Feinde bekämpft; kein Haar auf ihrem Kopf wird gekrümmt werden.«

»Und mein Großvater?«, fragte das junge Mädchen voller Angst. »Ich habe niemanden mehr auf der Welt außer ihm. Was wird man mit ihm tun?«

Sitting Bull machte eine gleichgültige Geste. »Fürchtet etwa der ‚Sitzende Stier‘ den alten Wolf, der keine Zähne mehr hat und durch die Ebene streift?«, sagte er voller Würde. »Die Stämme des Westens kennen den alten Trapper und wissen, dass er niemals sein Gewehr gegen

die Sioux erhoben hat. Sollte Sitting Bull den Skalp eines Bleichgesichts nehmen wollen, das bereits an der Schwelle zu den ewigen Jagdgründen steht? Die Sioux sind keine Pawnee, die sich die Haare von Frauen und Kindern nehmen. Der Greis, den diese Gangster ermorden wollten, wird von hier weggehen, ohne behelligt zu werden – allein schon deinetwegen, Blume der Prärie.«

»Hör zu, tapfere Tochter der Bleichgesichter«, fuhr der Häuptling mit feierlicher Stimme fort, »du hast mit der Kaltblütigkeit und Tapferkeit eines indianischen Kriegers gekämpft, und das wundert mich nicht, denn auch in deinen Adern fließt unser Blut. Die Sioux-Krieger werden sich an dich erinnern und deinen Namen nur mit Ehrfurcht aussprechen.«

Der junge Häuptling sprach die Wahrheit: Der alte Fitz-Patrick hatte eine Indianerin geheiratet, und ihre Tochter, Annies Mutter, hatte den Trapper Oakley geehelicht. Bei diesen Worten des Häuptlings fühlte sich das junge Mädchen vollkommen beruhigt, und ihr Vertrauen wuchs noch weiter, als sie die Zeichen der Ehrerbietung sah, die ihr die Sioux-Krieger entgegenbrachten.

Sitting Bull wandte sich erneut an Annie, die er nun offenbar als zu seinem Stamm gehörig betrachtete. »Die Blume der Prärie braucht mir nichts zu erzählen«, begann er, »sie hat gehört, dass in der letzten Nacht ein indianischer Krieger in das Lager der Bleichgesichter eingedrungen ist, ein Krieger, der eigenhändig zwei Hunde vom Stamm der Ree getötet hat. Das war Sitting Bull. Er

hat in dem Zelt die weiße Blume der Prärie gesehen und alle ihre Worte vernommen. Ich habe gesprochen.«

Gleichzeitig nahm der junge Häuptling das Mädchen bei der Hand und führte sie zum Grab des Häuptlings. Dort beugte er sich über den verwundeten Greis, den er lange betrachtete. »Er ist ein Bleichgesicht«, sagte er zu Annie, »aber er hat sich eine Squaw der Sioux zur Frau genommen, er ist uns heilig. Sei beruhigt, Sitting Bull wacht über ihn und über dich; die Wunde ist nicht gefährlich, der alte Adler wird bald genesen, und ich selbst werde euch durch die Wüste führen.«

Der Abend brach herein, der Wind blies heftiger und riss einige Lichtungen in den ewigen Nebel, der diese Berge verfinsterte. Die ermüdeten Soldaten stiegen in die Ebene hinab, um ihr Lager wieder zu erreichen. Die Wissenschaftler hatten ihre Hoffnungen enttäuscht gesehen; sie hatten zwar Spuren des kostbaren Metalls gefunden, konnten aber nicht die geringste Lagerstätte entdecken. Vielleicht war die kleine Gruppe Weißer, die auf eigene Faust operiert hatte, glücklicher gewesen. Auf jeden Fall wollte der Oberst, bevor er die Berge verließ, die Goldgräber warnen, dass sie nicht mehr auf seine Hilfe zählen könnten. Dreimal ließ er die Trompeten blasen. Es gab natürlich keine Antwort. Die Kolonne setzte daraufhin ihren Weg fort.

Die Sioux waren bereit zum Aufbruch; sie mussten sich vor Tagesanbruch von den Bergen entfernen. Die beiden Ree-Krieger waren fest auf Maultieren verschnürt, die

den Banditen abgenommen worden waren. Der alte Trapper, immer noch bewusstlos, ruhte auf Büffelfellen, bewundernswert umsorgt von den wilden Kriegern.

Aber wo war Annie?

An der Seite von Sitting Bull folgte sie einem Pfad, der fast senkrecht in die Tiefe führte. Der junge Häuptling hatte sie eingeladen, ihn zu begleiten, und sie hatte das Angebot ihres Beschützers ohne Zögern angenommen. Der Weg führte durch eine Höhle, auf deren Boden ein menschliches Skelett bleichte. Es waren die Überreste des großen Zauberers der Sioux, die niemand zu berühren gewagt hatte. Der junge Häuptling verließ die Höhle durch eine Art engen und gewundenen Korridor, den das Wasser einst in den Fels gegraben haben musste. Dieser Korridor war sehr steil und völlig finster. Nicht weit entfernt rauschte der Wasserfall. Annie drückte sich unwillkürlich an den kräftigen Arm von Sitting Bull, der ohne das geringste Zögern voranschritt.

Plötzlich, nach einer scharfen Wendung des Korridors, befanden sie sich im Freien, umgeben von einem unsicheren Licht. Sie standen am Grund einer kleinen, engen Schlucht, über der ein leichter Nebel schwebte, den der Wind von Zeit zu Zeit vollständig vertrieb. Dann warf der Vollmond seine fahle Helligkeit in Strömen herab, und Annie musste sich mit den Händen an die Stirn fassen und sich fragen, ob sie nicht träumte. Unter ihren Füßen und überall auf dem Boden sah sie Steine funkeln; sie glänzten wie Gold, und tatsächlich waren sie es auch.

»Du siehst all diese Schätze, Blume der Prärie«, fragte der junge Häuptling. »Nun, ich bin der Einzige, der das Geheimnis besitzt; es ist der alte Zauberer, dessen Gebeine du in der Höhle gesehen hast, der es mir enthüllt hat. Er war es, der meine Erziehung übernahm, und er zeigte mir eines Tages diese gelben Steine, deren Wert ich erst seit Kurzem kenne. Blume der Prärie, in deinen Adern fließt das Blut der Sioux; für mich gehörst du nicht zu den Bleichgesichtern, für die ich so viel Hass empfinde. Du siehst diese Steine, die ich einst mit Verachtung beiseite stieß – nun, sie werden mir dazu dienen, mein Volk zu bewaffnen. Sie werden es mir ermöglichen, Karabiner zu kaufen, Waffen mit großer Reichweite, wie die Blaujacken sie haben. Bedenke, dass du die Einzige bist, der ich mein Geheimnis anvertraut habe, und wisse, dass kein Bleichgesicht diesen Ort entdecken darf!«

»Ich werde schweigen, großmütiger Häuptling«, antwortete Annie. »Verdanke ich dir nicht alles? Meinen Großvater, mein Leben und meine Ehre. Wisse, dass ich das niemals vergessen werde!«

»Du wirst nicht mehr arm sein, wenn du diese Berge verlässt«, fuhr Sitting Bull fort. »An dem Maultier, das dein Gepäck trägt, ist ein Sack befestigt, der die beiden Goldblöcke enthält, die die Banditen aus dem Abgrund geholt haben. Ich kenne ihren Wert, und ich gebe sie dir, damit du mit deinem Großvater in Ruhe leben kannst. Geh weit in den Osten, nahe dem Salzsee, und warte nicht. Bald wird ein unbarmherziger Krieg zwischen den

Sioux und den Bleichgesichtern ausbrechen. Sitting Bull will die alten Jagdgebiete seiner Vorfahren zurückerobern.«

Annie machte eine ruckartige Bewegung, ergriff den Häuptling am Arm und wandte ihm ihre schönen, bittenden Augen zu: »Nein, kein Krieg«, sagte sie mit stockender Stimme. »Es gibt viele von deinem Stamm, die im Osten leben, ohne jemals wieder das Kriegsbeil auszugraben. Sie leben in Städten oder bestellen ihre Felder. Komm mit uns dorthin, ich flehe dich an...«

Annies Gesicht hatte sich lebhaft gerötet, und ihre Brust hob und senkte sich hastig. Als Tochter der Wildnis, die sich nicht verstellen konnte, verriet sie ihre Gefühle. Es gab keinen Zweifel: Annie empfand für ihren Retter mehr als nur geschwisterliche Liebe!

Sitting Bull missverstand die Blicke des jungen Mädchens nicht. Ein heftiger Kampf schien in ihm zu toben; seine Gesichtszüge verkrampften sich, dann, nach einigen Minuten, sagte er: »Die Blume der Prärie singt eine Melodie, die süß und anziehend ist wie der Gesang des Spottdrossel-Vogels, aber Sitting Bull ist ein Krieger. Die weiße Blume ist seinem Herzen teuer. Aber der Häuptling der Sioux wird niemals in den Städten wohnen können. Sein Platz ist in der Wildnis, auf dem Rücken eines ungestümen Pferdes, um unter den Bleichgesichtern Angst und Schrecken zu verbreiten. Ich habe geschworen, die Meinen zu rächen; ich kann nicht auf den Gesang der Spottdrossel hören. Oder möchte die Blume der

Prärie etwa das Wigwam eines Häuptlings bewohnen, der fast niemals bei seiner Squaw sein wird? Nein, das kann nicht sein. In meinen Träumen sehe ich nur Kämpfe und vergossenes Blut; im Herzen von Sitting Bull kann kein Platz für die Liebe sein.«

Wie in einem Traum trat Annie mit dem jungen Häuptling den Rückweg an. Sie stiegen den Korridor wieder hinauf, durchquerten die Höhle des Zauberers und fanden sich draußen wieder. Sitting Bull rollte zwei gewaltige Felsblöcke vor den Eingang der sonderbaren Behausung, und hier und da eingepflanzte Grasbüschel trugen das Ihrige dazu bei, den Ort unkenntlich zu machen. Währenddessen waren die Sioux-Krieger nicht untätig geblieben und hatten daran gearbeitet, die Spuren des Kampfes zu verwischen. Bald verschwanden die Blutspuren unter Schichten von Sand und Kies, und die Körper der Banditen wurden, nachdem sie sorgfältig beraubt worden waren, in einen schmalen und tiefen Abgrund geworfen.

Als Sitting Bull mit Annie wieder erschien, warteten die Sioux schweigend und waren vollkommen abmarschbereit. Einige Minuten später setzte sich die kleine Truppe in Bewegung und schlug die Richtung nach Norden ein. Im Lager der Soldaten wartete man noch einige Tage vergeblich auf die Rückkehr der Goldgräber. Doch da ihn seine Pflicht zur Rückkehr zwang, gab der Oberst, wenn auch schweren Herzens, den Befehl zum Aufbruch. Es kostete ihn Überwindung, seinen alten Freund, den

Trapper, und dessen Enkelin zurückzulassen, aber er konnte nicht anders handeln.

Man kann sich die Verblüffung des tapferen Offiziers vorstellen, als er ein Jahr später den alten Fitz-Patrick bei bester Gesundheit antraf, niedergelassen auf einer prächtigen Farm im Bundesstaat Missouri. Er hatte stets seine bezaubernde Enkelin bei sich, die trotz der Anträge zahlreicher Verehrer noch immer nicht eingewilligt hatte, zu heiraten. Vergeblich versuchte der Oberst herauszufinden, wie der alte Trapper zu seinem Reichtum gekommen war. Fitz-Patrick blieb stumm, und die hübsche Annie bewahrte ihr Geheimnis. Beide jedoch sprachen während ihrer langen abendlichen Wachen – besonders wenn sie die Nachrichten über den gerade ausgebrochenen Krieg mit den Sioux lasen – oft den Namen des edlen Häuptlings aus, der ihnen ihr Glück gesichert hatte und der sich nun in einem unbarmherzigen Kampf gegen die Regierung der Vereinigten Staaten befand.

*

Man kann sich die Verblüffung des tapferen Offiziers vorstellen, als er ein Jahr später den alten Fitz-Patrick bei bester Gesundheit antraf, niedergelassen auf einer prächtigen Farm im Bundesstaat Missouri. Er hatte stets seine bezaubernde Enkelin bei sich, die trotz der Anträge zahlreicher Verehrer noch immer nicht eingewilligt hatte, zu heiraten. Vergeblich versuchte der Oberst herauszu-

finden, wie der alte Trapper zu seinem Reichtum gekommen war; Fitz-Patrick blieb stumm, und die hübsche Annie bewahrte ihr Geheimnis. Beide jedoch sprachen während ihrer langen abendlichen Wachen – besonders wenn sie die Nachrichten über den gerade ausgebrochenen Krieg mit den Sioux lasen – oft den Namen des edlen Häuptlings aus, der ihnen ihr Glück gesichert hatte und der sich nun in einem unbarmherzigen Kampf gegen die Regierung der Vereinigten Staaten befand.

Heft 3 trägt den Titel

Der weiße Büffel von Sitting Bull

